

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1932**

94 (22.4.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Frühling im Kohlenrevier

Von Melvin F. Leno. — Berechtigte Uebersetzung aus dem Amerikanischen von C. F. S.

Aus dem Sommer ging der Weg hoch zu einem sanft ansteigenden Hügel und so sich durch das Grubendorf zur Zeche, die jetzt von einem hohen Stachelstrauch umgeben war. Ab und zu kamen am Tage die Motorräder der Polizeistreifen vorbeigefahren. Den Grubeneingang bewachten Soldaten. Die Häuser waren schmal und schmutzig. Die roten Ziegel waren verbläut und das Grau hatte sich tief in die Steine gefressen. Zwei schmale Straßen und vier Reihen graue Häuser. Den Hügel krönte die Zeche. Aber die Hügel wurden schon grün. Der Löwenast prägte seine Blätter und die Kinder der streifenden Bergleute pflüchten ihn als Salat für den Mittagstisch. Der Hunger ließ sie erfrigor luden und sie füllten mit ihren blaugefrosteten Händen die Körbechen und Papierbeutel. Durch die trostlose Luft strich hin und wieder ein warmer Hauch mit einem Geruch von der dampfenden Erde und erstem Gras. Ein feines Zittern ließ mit erstem Lebenszeichen über die Hände ein und wehte in die Kinderstube. Sie riefen sich laut und piepsten den aufsteigenden Vögeln nach. Sie riefen Grasbüschel aus der Erde und warfen sie lauschend hoch in die Luft. Sie liefen sich noch und das Suchen nach Eisen wurde zum lustigen Fangenspiel. Ihr Kinderstube kicherte schnell aus der häuslichen Blüthen und entledigte sich mit wenigen Sprüngen aller Qual und Not.

Es war Frühling und sie waren froh. Als sie ihre Körbechen voll Salat angefüllt hatten, gingen sie hinaus wie jubelnd kreuz und quer über die Felder, hoben hier ein buntes Steinchen, dort ein Blümchen oder ein vom Frost zerbröckeltes Schneckenhäuschen auf und kamen bis an den Stachelstrauch. Am Drahtzaun entlang kamen sie zurück zu den Häusern, darin sie geboren waren und darin ihre Kindheit begann, und zu den Männern, die vor den Häusern standen und mit unruhigen, finsternen Augen über die grünen Hänge hinauf zur Zeche sahen.

Eines der Kinder, das auf die Straße hinunterließ, hielt plötzlich ein, als ob auf der Straße etwas passiert wäre. Das Mädchen drehte sich herum zu den Kindern, die an den Häusern kletterten und spielten, und schrie:

„Schnell! — Die Union (Arbeiterwohlfahrt) ist da! — Kommt schnell! — Die Union ist da! — Das Auto kommt!“

Erst sprang das eine, dann das andere, und wie es eines dem anderen zurück, tanzten sie wie auf ein Kommando los den Berg hinunter. Die Kleinsten vorzuziehen hinter den Größeren her. Auf der Straße lachten sich alle bei der Hand und liefen in einer langen Kette durch das Dorf.

„O, die Union ist da! Union ist da!“

Auf der anderen Seite des Dorfes hielt, so nah es bei dem moralischen Wege kommen konnte, ein Gaiakt, vollgepackt von Lebensmitteln. Die Nachzügler gingen wie Feuerwerke durch das ganze Dorf.

Das Dorf brachte Mehl, zwölf Dorelzentner Weizenmehl für die Bergleute.

Aus allen Häusern kamen sie voran, formierten sich zu Gruppen und Kolonnen und überholten sich gegenseitig mit Scherzen und Gelächter. Sie spürten, es war Frühling und es gab Brot. Es war wie ein hoher Feiertag. Es war wie monatelang früher, wenn die Männer von der Arbeit kamen, aber das war jetzt doch etwas anderes, mehr Leben und größere Freude. Nicht das Mehl war es allein, sie wollten voneinander hören und lachen, sich freuen und sie sprangen hierhin, woher Gelächter kam, und dorthin, wo das Gelächter am lautesten war.

Ein altes Fräulein kam so unbeholfen über die Planke des Grubenboches gelaufen, daß das schlammige Wasser darunter hoch zur Seite spritzte und die Nebelstehenden tüchtig beschmutzte. Sie hatte ihr graues Haar aus winzigeren Büscheln zu einem ganz kleinen Kränzchen oben auf dem Kopf befestigt und hielt ihren langen, schwarzen Rock mit beiden Händen hochgehoben. Sie sprang voll Neugier wie eine Biene hin und her.

„Was haben sie gebracht?“ freilachte sie von weitem.

Und als sie nah genug war, um sich selbst zu überzeugen, was es gab, schrie sie noch lauter: „Was bringt die Union heute?“

„Weizenmehl, Mutter! — Heiß den Dien an!“ antwortete ihr jemand.

„Und Seife? — Hat die Union heute wieder keine Seife gebracht?“

Die Berleute, die die Alte herumtrüchteln sahen, lachten sie aus.

„Mein, Mutter! Diesmal ist keine Seife! Dafür gibt es Mehl!“

„Ach herrje, herrje! — Wieder keine Seife! — Mit was soll man sich bloß waschen? — Die Drecksint! — Sind wir Ferkel, daß wir keine Seife kriegen?“

„Nimm Sand, Mutter! — Oder willst du lieber Seife als Mehl?“ jagt ein junger Bergmann nicht ohne Spott.

Die Alte drängte sich ärgerlich an den Wagen, befahlte mißtraulich die Erde und schimpfte in einem fort, weil es keine Seife gab.

Zwei junge Burken sprangen wie übermüdete Böde aufeinander los, drehten die Köpfe wie um Stöhen und alles sah zu und schüttelte sich vor Lachen. Das Ende der Meierei war, daß einer den andern so heftig an die Nase stieß, daß Blut kam und daß der Geßogene müde auf seinen Geßener lossah.

Aber ehe es zur Schlägerei ausartete, sprangen andere dazwischen, trennten die Kampfblüme und fitteten Frieden. Die Kämpfer umarmten sich und wußten nicht warum sie so unbehellig lachen mußten. Es war eben Frühling und sie waren aus dem Häuschen, als wäre irgend ein Feiertag.

Einer schlich sich hinter sein Mädchen und kniff es durch den dünnen Rock. Das Mädchen schrie auf vor Schmerz und Schreck und drehte sich herum, um es zurückzugeben. Er aber sprang weg, es jagte hinter ihm her. Man hielt ihn fest, ließ ihn aber los, sobald es nahe genug war. Sie jagten und bekten um alle Gruppen und alle machten mit, daß es ein wildes Gelächter und eine einzige Balagerei wurde.

Die Leute auf dem Wagen, die die Verteilung vornahmen, kamen mit den Portionen durcheinander und einer schrie empört:

„Am des Himmels Willen! Hört doch endlich mit der Schreierei und Balagerei auf! So kommen wir bis zum Abend nicht zurück! Ich habe noch mehr Dörfer, die ihr Mehl haben wollen! — Fünf Minuten könnt ihr doch vernünftig sein oder keiner kriegt vor Abend sein Mehl!“

Aber das half nichts.

Der junge Bergmann ließ sein Mädchen auf sich zukommen, küßte es mit Gewalt vor allen Menschen und drückte es dabei so fest an sich, daß es aufschrie.

„Daß ich was nicht schäm hier vor allen Menschen! — Jetzt, wo das streift, magst es mehr Kinder, als wenn Arbeit ist! — Haben nicht satt zu essen und wollen Vater sein!“ schimpfte die Alte.

„Biel Liebe und wenig Brot, jamoll, Frölein Toar!“ drehte sich der junge Bergmann mit einem tiefen Anix zu der Alten, daß alle von neuem loslachen mußten. „Wenn wir nichts zu arbeiten haben, lo müssen wir doch was zu lieben haben. Da müssen wir uns bei unren Frauen und Mädchen Arbeit suchen!“

Die Männer lachten und schlugen sich gegen die Schenkel, daß es klatschte. Die Frauen verbarren ihr verächtliches Wissen hinter Kindern und hielten sich die Hände vor den Mund, um nicht die Reden des Jungen zu übertrumpfen. Die Kinder zerrten an den Köden der Mütter, weil sie mitlachen mußten und wissen wollten, warum.

„Und in das Gelächter leiste entzistet die Alte:

„Du sollst dich was schämen, sollst du dich! — Unterstehst du dich noch einmal Mutter zu mir zu laugen! — Links und rechts kannst du sie kriegen!“

Die Verteilung begann. Namen wurden aufgerufen und alle drängten sich näher an das Auto.

„Was gibt es denn nun?“ fragten immer noch einige, die entweder später gekommen waren oder auch nur so fragten, weil sie nicht schnell genug an die Reihe kamen.

„Mehl!“ antworteten ihre Vorderleute.

Die Abenteuer eines Weltspions

Nachdruck verboten. Aus den Papieren eines hohen Aristokraten ausgewählt von Roggers Snowden Tagblattbibliothek, Steyrermühlverlag, Wien I, Wollzeile 20

In den Referatvorbereitungen und Quartieren der Schotten trieb sich ein Hausierer herum. Kleinhandel mit den Soldaten trieben ja viele Leute bis in den Feuerbereich hinein, als ob es sich um ein Mandover handle. Dieser Hausierer machte sich nun dadurch verdächtig, daß er ganz merkwürdige und bis dahin unbekannte Ansichtskarten führte, auf denen deutsche Soldaten in allerlei drolligen und jämmerlichen Situationen abgebildet waren. Außerdem sprach der Hausierer so gut Englisch, als wäre er in London geboren. Er hatte übrigens einen regelrechten Passierschein, der von dem Hauptquartier in Montreuil ausgestellt war, und war darauf als Warenhändler ausgewiesen.

Einem englischen Offizier gefiel der Mann nicht, und er stellte unversehens an ihn die Frage, woher er seine Postkarten besitze. Ohne Verbitterung entgegnete der Hausierer, daß es ein englisches Erzeugnis sei, und gab auf Wunsch die Adresse der Londoner Firma an, die ihm die Karten liefere.

Der Offizier wendete sich an die Stelle für Espionage, und diese telephonierte sofort nach London. Drei Stunden später war die Antwort da. Der Fabrikant hatte nie derartige Karten erzeugt. Diese waren wohl eigens erzeugt worden, um den Händler als besondern Feind der Deutschen erscheinen zu lassen. Inzwischen hatte man den Hausierer bewachen lassen. Er war sehr aufgeregt und bereute wohl die unkluge Antwort, die er gegeben hatte. Seine Verwirrung mußte in der Tat sehr groß sein, denn als der Offizier zurückkehrte und ihm plötzlich in deutscher Sprache sagte: „Ich bin sicher, daß du ein deutscher Espion bist!“ — vergaß er sich ganz, und trotzdem er bei der ersten Einvernahme geschworen hatte, kein Wort Deutsch zu verstehen, sagte er jetzt in deutscher Sprache: „Mein Herr —“; er setzte gleich darauf seine Vernehmung englisch fort, aber begann zu zittern und zu stammeln. Er war erledigt. Man zog ihm hastig die Oberkleider aus, was ich vorläufig nicht begriff, und schleppte ihn sofort vor ein Exekutionspeloton. Die zwölf Soldaten hatten schon die Gewehre angelegt, als dem Offizier ein Einfall kam. Er winkte den Soldaten ab, näherte sich dem Hausierer und versprach ihm, er werde begnadigt, wenn er alles vertele, was er über die Organisation des Feindes wisse. Der Mann atmete auf, in sein Gesicht kehrte etwas Farbe

zurück, und ich sah, wie er dem Offizier mit leiser Stimme eine lange Erklärung abgab, die der Leutnant sorgfältig notierte. Aber dann hatte ich alle Mühe, um meine Entschlung über den Wortbruch des Offizier zu verbehlen. Denn dieser flegte ruhig sein Notizbuch ein, trat einige Schritte seitwärts und gab den Soldaten einen Wink. Einige Sekunden später krachten die Schüsse! . . .

Das Ausziehen der Kleider sollte ich bald schmerzlich begreifen. Es war offenbar telephonisch verfügt worden. Denn eine Stunde später kam der Espionagoffizier des Armeekommandos zu mir und sagte:

„Kamerad, es gibt eine Arbeit für Sie! Ich habe nach Texas telephoniert an unseren gemeinsamen Vorgesetzten, den Oberst Buttle, um seine Meinung einzuholen, denn Sie wissen, daß Buttle der Bevollmächtigte des „Intelligence Service“ ist. Cobben ist seine Antwort eingetroffen. Er billigt vollauf meinen Plan.“

„Welchen Plan?“, fragte ich übercastet.

„Sie müssen sich als Hausierer verkleiden und in die deutschen Linien gelangen!“

Ich hatte ihn unbeweglich angesehen. Barg dieser Vorschlag irgendeine Teufelei? Man weiß, daß ich in dieser Beziehung gewisig war. Aber der Leutnant schien mir das Interesse des „Intelligence Service“ im Auge zu haben.

„Sie eignen sich vortrefflich dazu“, sagte er. „Nehmen Sie es nicht übel, wenn ich sage, daß Ihr Gesicht eine ziemliche Ähnlichkeit mit dem des Hausierers aufweist. Man wird Ihnen einen Verband machen, der Ihnen das halbe Gesicht verdeckt, und darunter eine leichte Wunde für den Fall der Neugierde. Die Gelegenheit ist zu günstig, als daß wir sie nicht benützen sollten. Ich werde Ihnen eine Anzahl von Informationen mitgeben, die so aussehen wie echt und den Feinden hoch willkommen erscheinen werden. Sie werden Gelegenheit haben, sich dort drüben umzusehen und sich mit neuen Aufträgen zu uns herüberschicken zu lassen.“

Ich sah ein, daß da ein längerer Widerstand unmöglich war, weil mich dies verdächtig gemacht hätte. Drei Stunden später war ich für meine neue Rolle hergerichtet.

Nach dem Urteil meiner Kameraden, der englischen Offiziere, war die Ähnlichkeit mit dem Hausierer eine täuschende. Ich hatte dieselbe Größe, dasselbe lichtbraune Haar, graue Augen. Der Arzt hatte mir den Verband gemacht und mit Hilfe einer schmerzstillenden Injektion eine leichte Wunde fabriziert. Den Rest des Gesichtes hatte ich mit Ruß und Staub beschmiert, und als ich die Kleider des Hausierers angelegt und mit die Warenlisten umgeschallt hatte, flankerte ich absichtlich eine Weile in der Nähe der Soldaten und bemerkte, daß mich einige Leute mit abergläubischer Furcht anstarrten. Sie hatten vor einigen Stunden die Hinrichtung des Espions mit angesehen und mußten glauben, daß er wieder lebendig geworden war. Dies gab mir meine völlige Sicherheit zurück.

„Mehl?“ fragten sie noch einmal.

„Ja, Mehl zum Brotbacken!“ Sie schnatterten wie die Gänse ins Blaue. Die Kinder, die die Mütter nach Hause geschickt hatten, um Körbe und Taschen zu holen, kamen zurückgesprungen. Die Frauen wurden ungeduldig. Einige, die sich trauten, das Mehl allein schleppen zu können, schiften ihre Männer fort, schnell nach Kohle zu holen, die hinter dem Dorfe hochgestapelt und offen da lag als Heizmaterial für alle. Alle freuten sich auf das Brotbacken. Sie waren schon froh, wenn gebakenes Brot kam. Aber das blütenweiße Weizenmehl war doch etwas ganz anderes. Es gab zu tun und darüber freuten sie sich mehr. Die Frauen, deren Name fiel, mußten sich mit aller Gewalt durch das Gedränge an den Wagen schieben und noch mehr Kraft sofierte es zurück. Viele Männer trugen auf beiden Armen die Körbe vorwärts nach Hause. Körbe voll Kohle waren zu holen, Holz flein zu machen, die Backhäuser mußten geholt werden und auf den Ketten sah noch die alte Schläge Alle Hände voll waren zu tun.

Wo viele Kinder waren, schulkerte der Mann einen Feinreier allein für die Hungermäuler. Die Frauen gingen und küßten die Kleinsten immer wieder.

In einer langen Reihe warteten sie mit Mehl und Kinder hefteten, einer hinter dem andern durch den Schlamm des morastigen Weges zurück in das Dorf.

„Komm, Mutter! Ich trage dir deine Seife nach Haus!“ lachte übermütig der junge Bergmann, der sich im Schutze des Baueis sein Fleischen anzündete und sich jedes Tabakfährchen vom Vermel leuchte.

Er legte ihre Portion mit verschiedenen anderen Sächchen in seinen großen Korb, schulterte ihn und ging voraus.

Schwachend und lachend ging sie neben ihm her, fakte mit beiden Händen ihren langen, schwarzen Rock und stiefelte so ungeschickt durch den Morast, daß sie ihre Begleitung auf Schritt und Tritt mit Schmutz bespritzte.

„Und die ganze letzte Woche hat es noch so geschneit und jetzt eine Spur mehr davon . . . und eine Gait!“

„Einmal muß doch Frühling werden, Mutter!“ lachte lustig der junge Bergmann.

„Aber wie soll man groß reinkommen, wenn keine Seife ist?“

Konzerte

Dr. Kahr, Sedwig und Ludwig Fohhbänder. Bei dem Kammermusikabend, den Dr. Hans Kahr, Sedwig Fohhbänder und Ludwig Fohhbänder im Wirtshaus veranstalteten, fiel das vorzügliche technische Können und die überaus gefühlvoll durchdringende und durchdringende Klarheit des Vortrages auf. Die beiden Scherbertrios wurden mit vollkommen künstlerischer Freiheit der Deklamation und mit idealer Schönheit der Tonabgebung interpretiert. Trotz persönlicher Auffassung, die an jedem Punkte sich merklich auswirkte, teils durch spontanen Impuls, teils durch differenziertere Harmonik im Tempo, wurde die Harmonie des Zusammenstimmens in keiner Weise beeinträchtigt. Besonders bei der Wiederabgabe des Andantes vom Es-Dur Trio haben Abstromm und Disposition erkennen lassen, daß beide Triovereinigungen nie in eine idiomatische Grundstimmung hineingerat, die manchmal Schuber untrüglich machen kann. Die äußere und innere Harmonie, die in dieser Künstlervereinigung dominiert bereitete ein überaus schönes Vergnügen.

Trioabend im Politischen Konversationsklub. Hermann Roth, Fritz Dolkman und Theodor Köhnever (Korzhelm) leiteten den Trioabend mit einem Werk von Schumann ein. Bei dem ziemlich langsam geratenen langsamen Satz zeigt sich deutlich die Abhängigkeit des Komponisten von der romantischen Schule, inspeziell von Schumann. Der letzte Satz hat dagegen etwas Originalität, es steckt temperamentvolle Musik in ihm. Man bekam noch ein Marsch und ein Brahms-Trio zu hören. Der Brahmsinterpretation, bedürft die meiste Aufmerksamkeit, denn sie geschah mit rühmlichster Energie und Plastik, sowie mit delikater Tonabgabe. Mozart Klavierstücken wurde etwas spärlich, erst die Variationen waren in allen Feinheiten ausgearbeitet. Eine klare Durchführung wurde dem Schwanen-Trio zu teil. Der Abend erregte sich eines sehr regen Zuspruchs.

Mein Kollege hatte mir nicht nur genaue Instruktionen gegeben, sondern mir auch das Lösungswort mitgeteilt, das dem Hausierer das Passieren der deutschen Linien ermöglichen sollte. Es mochte vier Uhr nachmittags sein, als ich an einer günstigen Stelle den englischen Schützengraben verließ und gegen die deutsche Front kroch. Im Anfang ging alles gut. Ich hatte bereits etwa 300 Meter zurückgelegt, als einige Schüsse krachten. Nun steckte ich ein weißes Tuch an meinen Sock und schwenkte es, dabei noch immer plant ausgebreitet. Da das Feuer eingestellt wurde, richtete ich mich auf und ging langsam vorwärts, das Friedenszeichen hoch emporhaltend.

Nach einer Weile hörte ich eine scharfe Stimme aus dem deutschen Graben: „Halt! Das Lösungswort!“

„V e r d u n!“ erwiderte ich.

„Halt dich links, ungefähr fünf Schritte! Jetzt rechts! — Jetzt geradeaus!“ So kam ich durch das Drahtgitter, das damals schon angewendet wurde, wenn auch erst in einfacher Weise.

Im Graben verband man mir sofort die Augen und führte mich nun endlos durch Verbindungsgänge, in denen das Wasser unter meinen Füßen gluckte, bis man mich auf ebene Erde zerrte. Einer meiner Begleiter ging hier zu einer Leihphonstelle und ich hörte ihn die Meldung machen. Dann warteten wir eine halbe Stunde, bis ein Auto anrollte.

Die Fahrt dauerte mindestens zwei Stunden, ich hatte die Augen noch immer verbunden, was eine Qual ist. Endlich hielt der Wagen an, man nahm mir die Binde ab, und ich sah mich vor einem kleinen Schlosse, dessen Seitenflügel zerföhren waren. Meine Begleiter übergaben mich einer Wachmannschaft, die ein Fähnrich befehlte.

„Lösungswort Verdun“, sagte ich. „Agent Nr. 434 will Rapport erstatten.“

„Gut, Gefreiter Pfeffke, nehmen Sie zwei Mann mit und führen Sie den Tröbler zu Hauptmann Krause.“

Ich fand den Hauptmann in einem behaglich eingerichteten Zimmer. Er sah mich prüfend an, dann sagte er:

„Sie haben Glück gehabt, wie glaubten Sie bereits gefangen. Können Sie die Pläne aufzeichnen?“

Ein Espion hat fast alles nur im Kopf, damit man nichts Wertvolleres bei ihm findet. Ich zeichnete eifrig und schrieb, dann meldete ich: „Hier sind die Positionen vor Bethune, hier die Aufstellung der Formationen für die nächste Attacke, die übermorgen fünf Uhr früh beginnen soll. Hier eine Reihe weiterer Auskünfte.“

Und ich übergab ihm die von meinem Kollegen entworfenen Pläne. Was den Plan der Attacke betrifft, so hatte es damit seine Richtigkeit. Aber ich erfuhr erst viel später, daß diese Attacke bloß die Aufmerksamkeit der Gegner ablenken sollte wegen eines weit stärkeren Angriffes, der in einem anderen Sektor gleichzeitig einsetzte.

(Fortsetzung folgt.)